Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 70. Bromberg, den 4. September 1923.

Vitus Thavons Abenteuer.

Roman von Ernst Klein.

(4. Fortsetzung.)

Der Versucher, das Gold und der Pope.

Nach der Mahlzeit schlenderte Vitus zum Popen hinüber. Salomon und die Gendarmen streckten sich auf den Decken aus und schnarchten um die Wette. Der Journalist ging an seine Arbeit.

Er fand den ehrwürdigen Diener Gottes in seiner Behausung, die gleich hinter der verfallenen hölzernen Kirche des Popen. Vitus klopfte nach abendländischer, nicht lag. Armselig wie das ganze Dorf die Kirche und das Häuschen nach Zaptieh-Sitte an und trat mit einem freundlichen „Gelobt sei der Heiland" über die Schwelle. Zunächst stolperte er über zwei kleine Ferkelk, die in dem finsteren Zimmer herumliefen. Dann trat er beinahe ein Huhn tot, und zum Schluß rannte er gegen die Wiege, in der das Jüngste der priesterlichen Familie schlief.

Das erwachte, begann ein jämmerliches Geschrei, woran sich sämtliche Hühner und Ferkel sofort beteiligten. Dazu der aus unzähligen Ingredienzien bestehende Duft, der den lieblichen Raum durchschwebte — selbst der abgehärtete Vitus mußte seine ganze Manneskraft zusammennehmen, um nicht die Besinnung zu verlieren.

Ein häßliches, abgearbeitetes Weib, an dessen Rockschoß sich drei — oder waren's vier? — unglaublich schmierige Kinder klammerten, empfing den Gast. Der Pope? Ja sofort — sofort! Er ist nur im anderen Zimmer — —.

Da erschien der Pope schon selbst. Im Heraustreten war er noch dabei, den langen Kaftan zuzuknöpfen. Er hatte gerade seinen Mittagschlaf gehalten.

„Der Herr segne Sie! Wollen Sie nicht Platz nehmen?"

Aber das war ein schwieriges Unternehmen in Anbetracht der vielen Kinder, Hühner und anderen Tiere sowie der geringeren Anzahl Sitzgelegenheiten. Zudem verspürte Vitus den unwiderstehlichen Drang, frische Luft zu atmen.

„Ich möchte deine Familie nicht stören, ehrwürdiger Vater", sagte er. „Ich bin nur gekommen, um dich zu bitten, deine Kirche besichtigen zu dürfen."

„Oh, daran ist nicht viel zu besichtigen, Herr. Wir sind arm, sehr arm. Aber wenn Sie es wünschen — —"

Und sie gingen miteinander in die Kirche hinüber.

Da war wirklich nicht viel zu besichtigen. Ein wurmstichiger Altar mit einer zerrissenen Decke. Zwei halb blinde Öldrucke mit dem Heiland und dem Schutzpatron des Dorfes, dem heiligen Dimitrios. Vier windschiefe Messingleuchter, von denen nur einer mit einer Kerze versehen war — — das war die ganze Herrlichkeit des Gotteshauses von Ajos Dimitrios.

In dieser Kirche wurde zu Gott gebetet, gerade so wie im St. Stephans-Dom zu Wien, in der Notre Dame zu Paris — Gott weiß sich den Umständen anzupassen.

Vitus nahm ein paar Silberstücke und ließ sie in den Opferstock fallen. Die Augen des Dieners Gottes bekamen überirdischen Glanz.

„Der Herr segne Sie!" stammelte er. „Sie erfüllen meinen sehnlichsten Wunsch. Jetzt kann ich endlich eine neue Altardecke kaufen."

Statt Altardecke lies ein Paar Schuhe für den Herrn Popen. Aber das macht nichts. Die Freude war auf jeden Fall ehrlich.

Man verließ die Kirche, und ihr Hüter verschloß sorgfältig die Türe, die vorhin offengestanden hatte. Jetzt war ja auch etwas drin, was des Mitnehmens wert war. Vitus bot, wie immer, wenn er eine Unterhaltung einleitete, eine Zigarette an.

„Ihr seid wirklich ärmer, als ich gedacht hatte", sprach er.

Der Pope war ein kleiner, noch verhältnismäßig junger Mann, in dessen Gesicht aber die Sorge und Not des täglichen Lebens tiefe Furchen gegraben hatten. Sein langes Haar und sein Bart starrten nur so von Schmutz, und sein schwarzer Kaftan war an allen möglichen und unmöglichen Stellen geflickt.

„Ja, wir sind arm", erwiderte er. „Ich sagte es Ihnen ja, Herr."

Dabei glitt sein Blick scheu nach der fest verschlossenen Kirchentür zurück.

Vitus hielt auch ihm eine Handvoll Gold- und Silberstücke vor die Nase. Die Augen quollen ihm fast aus den Höhlen, aber auch bei ihm war die Angst um sein Leben stärker als der Hunger nach Gold.

„Ich weiß nicht, Herr", stammelte er. „Ich schwöre es Ihnen, ich weiß nichts. Woher soll ich, ein so armer, unbedeutender Mensch, etwas wissen?"

„Na, ihr Popen wißt doch alles!"

Die Goldstücke funkelten verführerisch dicht vor dem schmutzigen Barte.

Der Mund des Tantalus im Popenrock öffnete sich, schnappte wieder zu. Schweiß trat auf seine Stirne. Aber die geheimnisvolle Macht, die dem Bürgermeister die Zunge lähmte, hielt auch ihn. Teufel noch einmal, was war das? Sonst war Gold das stärkste aller Überredungsmittel hierzulande! Und das versagte jetzt! Wer lauerte da im Hintergrunde?

Vitus schenkte dem Pfaffen einen Napoleon, damit er sich von der ausgestandenen Angst erholte, und ging in sein Quartier zurück. Die Tatsache, daß selbst Geld — und viel Geld für die Begriffe dieser Menschen — sie nicht zum Sprechen bringen konnte, beunruhigte ihn. Da steckte mehr hinter der Affäre als einer der üblichen Komitadschistreiche.

Man lernt doch nie aus in diesem verflixten Lande.

Als die ersten Schatten sich über den Dorfplatz legten, brachen sie auf. Es galt, die Nacht durchzureiten, denn am Morgen wollte Vitus bei Hamid sein. Er fühlte sich unruhig, nervös. Wußte selbst nicht recht, warum.

Immer noch stieg der Weg steil bergauf. Mählich trat der Wald zurück, verkrüppelte Lärchen zeigten sich. Wilder, unwirtlicher wurde das Gebirge; schlechter die Straßen. Tief eingeschnitten kroch sie lange, lange Strecken zwischen hohen, gelben Felsmauern hin.

Schnell wird es da heroben Nacht. Fast ohne Dämmerung läßt sich die Finsternis auf die Erde fallen. Hell, strahlend stehen dafür mit einem Male die Sterne auf dem dunkelblauen Himmel.

Da und dort flammten Hirtenfeuer in den Bergen auf. Hoch oben auf einsamen Alpwiesen. Sonst nirgends ein Zeichen von Menschen und Menschennähe. Kein Nachtvogel ließ sich hören. Nichts als das Klappern der Hufe der Pferde auf dem Gestein. So ritten die sechse schweigend durch die schweigende Nacht.

Der Teufel hole solche Reiterei! Wenn du Nerven und Sinne unaufhörlich anspannen mußt. Den Finger nicht vom Drücker des schußfertig vor dir liegenden Gewehres lassen darfst. Wenn du beim leisesten Geräusch im Sattel auffährst.

Und diese Stille! Anders als die des morgendlichen Waldes mit seinen grünen Bäumen, seinen tanzenden Sonnenflecken. Diese Stille der Bergnacht ist wie ein Schleier, hinter dem sich das Ungewisse verbirgt. Sie erquickt dich nicht. Sie erdrückt dich. Die Nerven fangen an, zu ziehen und zu zerren. Liegt dort nicht etwas hinter dem Stein? Ah, nichts! Aber dort oben bewegt sich etwas. Schon die ganze Zeit. — Nichts. — nichts —. Es ist nur diese unhörbare, unergründliche Stimme der schweigenden Nacht. —

Sie ritten nicht wie am Tage Paar für Paar. Einer jetzt hinter dem anderen, in sicherem Abstand. Ismael an der Spitze, Vitus hinter ihm, dann Salomon und die anderen. Stunde um Stunde verrann. Keiner sprach ein Wort. Keiner zündete sich eine Zigarette an. Sie waren ja mitten in Feindesland.

Plötzlich hielt der alte Gendarm sein Pferd an.

„Hörst du?" fragte er flüsternd Vitus, der an seine Seite kam.

Durch die Nacht klang das Trappeln vieler Pferdehufe. Das Geräusch kam die Straße herunter. Schnell näherte es sich. Bald vernahmen die Lauschenden auch das Klirren von Säbeln.

„Das sind keine Antartes," rief Ismael, „das ist Kavallerie. Vielleicht hat Hamid Bey uns einen Zug entgegengeschickt."

Wenige Minuten später ritt der Vortrab um die Biegung herum. Beim hellen Mondlicht war ein Verkennen ausgeschlossen. Türkische Kavallerie — an ihrer Spitze der Kommandant, ein junger Leutnant, der sich Vitus sofort vorstellte.

„Hamid Bey hatte keine Ruhe", meldete er. „Wissen Sie, oben beim Paß soll es nicht geheuer sein. Ich habe aber nicht einen toten Kamitadschi oben gefunden, geschweige denn einen lebendigen."

„Wir haben auch nichts von ihnen gesehen," erwiderte Vitus. „Trotz allen Geredes sind sie wie vom Erdboden verschwunden."

„Das gefällt mir erst recht nicht," knurrte der alte Ismael. „Ein Komitadschi, der sich nicht zeigt, ist immer gefährlicher als einer, den man vor der Spitze des Bajonetts hat."

Die Truppe des Leutnants war inzwischen herangekommen. Man machte einen kurzen Halt, rauchte eine, zwei Zigaretten und ritt dann weiter. Trotz der bedeutend verstärkten Macht mit nicht geringerer Vorsicht.

Das erste schwache Rot zeigte sich; der Morgenwind begann, kühl zu wehen — nichts hatte sich ereignet. Sie passierten bereits bei voller Tageshelle den berüchtigten Engpaß, von wo der Weg sich nach Elassona hinabsenkt. Kein Komitadschi — kein Mensch überhaupt. Wie ausgestorben das ganze Land.

Um sechs Uhr morgens ritten sie in Elassona ein. Wenige Minuten später saß Vitus neben Hamid Bey in dessen Zimmer und ließ sich den heißen Kaffee und das duftige Weißbrot wohlschmecken.

Kriegsrat.

Hamid schimpfte wie ein Rohrspatz.

„Möchte wissen, wozu ihr uns diesen Professor heruntergeschickt habt! Wir haben nicht eigene Sorgen genug im Lande, was?"

„Nun, ich kann doch nichts dafür", lachte Vitus. „Ich bin im Gegenteil heruntergekommen, um euch einen Teil dieser Sorgen abzunehmen. Aber ehe wir weiter palavern, alter Türkenheide, muß ich mein Telegramm loslassen. Was nutzen mir meine schönsten Taten, wenn die Welt sie nicht erfährt!"

Eine große Depesche wurde geschrieben, geschickt und spannend gemacht vom ersten bis zum letzten Wort. Salomon wurde damit auf das Postamt entsandt, und Vitus legte sich erst einmal für einige Stunden aufs Ohr. Hatte er doch von den vierundzwanzig Stunden des verflossenen Tages sechzehn im Sattel gesessen.

Mittag war's, als er aufwachte. In dem kleinen, baumbestandenen Hofe des Hauses, in dem Hamid Bey sein Quartier aufgeschlagen hatte, wurde ein niedriger Tisch aufgestellt, auf dem das aus Hühnerpillaf und Joghurt bestehende Mahl aufgetragen wurde. Major Servet Bey, ein grimmig dreinblickender Kurde, der die zur Verfolgung der Räuber aufgebotenen Truppen kommandierte, und Rittmeister Reschid Galib von der Kavallerie nahmen daran teil. Man aß vergnügt, trank klares, hartes Bergwasser dazu, wusch sich die Hände, zündete sich die Zigaretten an und hielt Kriegsrat.

„Also, wieviel von den Banditen habt ihr schon gefangen?" fragte Vitus.

Hamid hatte sich genau gemerkt, wo er am Morgen stehengeblieben war, und setzte sein Schimpfen fort, wie wenn er nie aufgehört hätte.

„So vernagelt kann nur ein sogenannter Westeuropäer sein", ließ er sich vernehmen. „Kommt der Mensch nach Saloniki, setzt sich großartig ins Hotel, gibt allen möglichen Journalisten Interviews und zeigt den Banditen beinahe die Stunde an, zu der sie ihn ausheben können. Als ich das erste Interview dieses Herrn Professors vor die Augen bekam, wußte ich, welches Schicksal ihm — und mir blühen würde."

„Ich gestatte mir, die Frage zu wiederholen: Wieviel von den Banditen habt ihr schon gefangen?"

„Stellen Sie keine indiskreten Fragen, ja? Gar keinen haben wir gefangen und werden voraussichtlich auch keinen fangen. Die Kerle sind wie in den Erdboden verschwunden."

Vitus berichtete von seinem vergeblichen Bemühen, den Popen und den Bürgermeister in Ajos Dimitrios auszupumpen. Und fügte hinzu:

„Noch eins ist mir aufgefallen, meine Herren. Ihre Gendarmen zeigten sich sehr besorgt um meine Haut. Die Straße sei förmlich mit Banditen gespickt. Sie haben mir einen Zug Kavallerie entgegengeschickt — sehr freundlich, sehr fürsorglich, aber total unnötig. Ich hätte ebensogut allein reiten können. Kein Komitadschi ließ sich blicken."

„Stimmt. Das ist ja gerade das Verdächtige", pflichtete Hamid Bey bei. „Bis vor zwei, drei Tagen wimmelte es von Katherini bis an die Grenze herauf von den Schuften. Bei Lestohori haben sie mir vorgestern zwei Gendarmen und bei der Petra in der Nacht darauf wieder eine Patrouille zusammengeschossen. Und seit gestern morgen — wie weggeblasen."

Servet Bey nahm das Wort.

„Wir haben bis jetzt das ganze Gebiet durchsucht", sprach er mit hoher Fistelstimme, die merkwürdig gegen seine vierschrötige Gestalt abstach. „Ich glaube, es gibt keinen Ziegenstall, in den meine Leute nicht hineingekrochen sind — nichts zu finden."

„Die Grenze ist abgesperrt. An allen Übergängen stehen Doppelposten — es kann kein Hammel hinüber oder herüber — — nur glaube ich, daß sie alle schon drüben sind." Hamid fuhr wütend auf und lief, lebhaft, wie er war, wie ein gereizter Panther auf und ab. „Wir haben ganz genau den Weg verfolgen können, den die Bande genommen hat. Von Kokinoplos sind sie übers Gebirge nach Zaricani. Dort haben sie übernachtet — und am Morgen haben sie sich dann augenscheinlich in Rauch aufgelöst — — weg — fft — —! Es ist zum Tollwerden!"

Vitus holte die Nummer der Zeitung hervor, in der seine Notiz stand, und hielt sie Hamid hin.

Der las und sprang mit allen vieren zugleich in die Luft.

„Sie sind ja noch übergeschnappter als der Professor!" schrie er. „Wissen Sie, geehrter Freund, was ich jetzt mit Ihnen tun werde? Ich packe Sie und Ihren Galgenvogel von Dragoman nach Saloniki zurück und lasse Sie von dort ausweisen! Denken Sie, ich habe Lust, nachher auch noch Ihnen nachzulaufen?"

Servet Bey und Reschad Galib Bey lasen die Notiz ebenfalls und waren ebensowenig erbaut von ihr wie Hamid Bey.

Der Journalist entwickelte in aller Gemütsruhe seinen Plan.

„Was wollen die Banditen? Ein Lösegeld. Dazu haben sie den guten Martius geraubt und nicht, um ihm die Ohren abzuschneiden. Jetzt komme ich und kündige mich ganz offiziell an. Was müssen die Herrschaften glauben? Daß ich ausgeschickt bin, um über das Lösegeld zu unterhandeln. Sie haben sich ja auch bis jetzt nicht gerührt, ein Zeichen, daß sie abwarten. Ich schlage nun vor, daß ich mich in Zaricani hinsetze und warte, bis sie an mich herankommen."

„Ja, und Sie mit dazu wegschleppen", knurrte Hamid. Aber er war lange nicht mehr so wild wie früher. So verwegen der Plan des Zeitungsmenschen auch war, es ließ sich darüber reden.

„Dagegen werde ich mich zu schützen wissen — mit eurer Hilfe selbstverständlich. Ich bin kein Neuling in diesem schönen Lande. Ich meine daher, daß wir nicht zusammen operieren, sondern getrennt. Wenn die Bande tatsächlich schon in Griechenland steckt, dann könnt ihr den Professor nur zurückholen, wenn ihr der Athener Regierung den Krieg erklärt."

„Gott gebe, daß wir es könnten!" rief die drei Türken wie aus einem Munde.

„Gott gibt es nicht — er hat viel zuviel Angst vor den Großmächten. Folglich müssen wir uns selber helfen. Die Art und Weise, wie die ganze Gesellschaft sich unsichtbar ge-

macht hat, ist mir ein Beweis dafür, daß sie mich bereits erwartet."

„Oder man will Sie und uns sicher machen, um Sie dann um so leichter zu erwischen."

„Bah, darauf müssen wir es ankommen lassen. Nein, meine Herren, ich bleibe dabei, wir müssen Entweder-Oder spielen. Es kann falsch sein, was ich vorschlage, aber immerhin ist es doch ein Versuch. Hier in Elassona zu sitzen und darauf zu warten, daß die Banditen uns den Professor gliederweise zurückschicken, hat keinen Zweck."

Hamid hockte sich wieder in den Kreis um den Tisch. Sein albanesischer Diener füllte die kleinen Kaffeetassen, und man legte die Details des Planes fest.

Vitus Thavon wollte also, nur von Salomon begleitet, nach Zaricani hinüber. Das war die letzte Ortschaft auf türkischem Gebiet, von wo die Paßstraße nach Griechenland hinüberging. Dort sollte er sich als harmloser Berichterstatter niederlassen und — warten. Hamid-Bei sollte nach wie vor die militärischen Nachforschungen fortsetzen, und zwar mit möglichst viel Lärm, so daß die Banditen keinen Argwohn schöpfen konnten. Ferner würde er für eine geheime Bewachung des Freundes Sorge tragen. Er hatte außer dem ständigen Gendarmerieposten einen Zug Infanterie in Zaricani und dann noch ein paar Vertrauensleute. Vitus mußte nur versprechen, nichts zu unternehmen, ohne die türkischen Offiziere davon in Kenntnis zu setzen.

Einverstanden! Am Abend ritten Vitus und Salomon nach Zaricani hinüber. Sie langten noch vor Einbruch der Dunkelheit dort an und fanden Quartier beim Dorfschulmeister, einer hervorragenden Persönlichkeit, die einen Hemdkragen trug und „bon soir" sagen konnte.

„Der Kerl gefällt mir nicht", erklärte Salomon, als sie in den beiden oberen Zimmern des Hauses ihre Sachen verstauten.

„Mir auch nicht", erwiderte Vitus. „Gerade deshalb bleiben wir hier."

Nichts passiert bis auf einen kleinen Mord.

Nichts passierte.

Vitus erging sich unter den schönen Platanen und gähnte sich im übrigen den Kopf vom Hals herunter. Salomon veranstaltete Schießübungen mit seinem Browning und erklärte Zaricani für das trostloseste Nest des gesamten Balkans.

Von Zeit zu Zeit betätigte er sich diplomatisch. Das heißt, er setzte sich in das Gasthaus, traktierte die Honoratioren des Ortes mit Raqui und prahlte damit, was sein Herr Vitus Thavon für eine bedeutende Persönlichkeit wäre, Vertrauensmann der Regierung, fabelhaft reich, und wenn die Antartes nicht so schauderhaft vernagelt wären, hätten sie schon längst ihr Geld für den Professor holen können. Des Spaniolen phantasiereiche Eloquenz war indessen nutzlos verschwendet. Der gespendete Raqui wurde zwar getrunken, aber die Mäuler der damit Traktierten öffneten sich nur, um das Nektargetränk zu schlucken, sonst blieben sie verschlossen und stumm.

Vitus versuchte sich ein-, zweimal an dem Herrn Schulmeister. Mit demselben Mißerfolge. Auf dem Balkan sind die Lehrer und die Popen die Geheimagenten der nationalen Komitees. Sie sind die einzigen, die etwas lesen und schreiben können, und durch ihre Hände laufen die Fäden der Verbindung zwischen den im Kampfe stehenden Banden und den von sicherer Ferne aus die Operationen leitenden Hintermännern. Sie sind auch die unermüdlichsten, fanatischsten Agitatoren. Der Lehrer impft seinen Schülern den Haß gegen alles andere ein, was nicht ihres Stammes ist. Der Pope sorgt dafür, daß dieser Haß in den Erwachsenen religiöse Weihe und Festigung findet. Hamid Bey ließ einmal einen Stoßseufzer vernehmen:

„Bandenkämpfe? Wenn ich die Erlaubnis bekäme, sämtliche Lehrer und Popen in Mazedonien aufzuhängen, gäbe es keinen Bandenkrieg mehr."

Vitus wußte das genau so wie er, und er machte sich daran, den Schulmeister in Zaricani auszuforschen. Der Kerl war eines der unsympathischsten Exemplare der ganzen Spezies, mit denen Vitus je zu tun gehabt hatte. Körperlichen Ekel flößte er ihm geradezu ein, und er hätte es vorgezogen, ihm ein paar saftige Hiebe mit der Reitpeitsche über den ewig gekrümmten Rücken zu ziehen, statt sich mit ihm an einen Tisch zu setzen.

Er beauftragte Salomon, einen fetten Hahn zu braten, gut gesalzene Oliven sowie mehrere Flaschen Pilsner Bier — die größte Delikatesse in diesen von antiken Erinnerungen geheiligten Gefilden — zu besorgen und lud den Herrn Lehrer zu diesem Gönnermahl ein. Der war riesig geschmeichelt, fraß den ganzen Hahn — ohne sich den Genuß durch allzureichlichen Gebrauch von Messer und Gabel zu komplizieren — soff das ganze Bier und erzählte Vitus zum Danke dafür eine Geschichte, für die ihm dieser am liebsten sämtliche Bierflaschen über den Schädel geschlagen hätte.

Den Professor gefangen, entführt. Na ja, er könnte sich schon denken, wer hinter der ganzen Sache steckte. Der Herr wird staunen. Die Türken — niemand anderer hat den unglücklichen Professor entführt. Und warum? Das sei doch klar. Um die armen Griechen, die Märtyrer der Freiheit und der Kultur, in den Augen der Welt herabzusetzen. Die Griechen kämpften wohl für Unabhängigkeit und für die Rechte ihrer Nation, aber sie kämpften nur auf edle, ritterliche Weise. Doch die Türken! Was könnte man Besseres von ihnen erwarten als Greueltaten, Vergewaltigungen und Lügen!

Damit war die Geschichte zu Ende. Und das Bier auch.

Aus purer Neugier ging Vitus diesen Vertreter des griechischen Volkes noch einmal an. Er bekam dieselbe Geschichte vorgesetzt — nur mit einigen kleinen Varianten ausgeschmückt. Dann gab er es auf.

Hamid Bey und seine Leute fuhren ihrerseits in der Beschäftigung fort, das ganze Gebiet durchzustöbern und die armen Teufel von Bauern zu drangsalieren. Ein paar Popen steckten sie ins Gefängnis, inquirierten sie auf ihre „Weise" und ließen sie mit langen Gesichtern laufen, da aus ihnen nichts herauszubringen war.

Eine Woche verging. Eine zweite. Keine Nachricht von den Banditen. Kein Lebenszeichen von Professor Martius.

Solche Entführungen waren ja nichts Neues auf dem Balkan. In aller Erinnerung war noch die der Amerikanerin Miß Smith durch bulgarische Komitadschis. Während die bulgarische Regierung die Berge des Rhodopegebirges auf ihre Spitzen stellte, um die Geraubte zu finden, saßen die Häupter der Räuber im vornehmen Unionklub zu Sofia und spielten mit den Diplomaten Bridge und Poker. Miß Smith konnte alle acht Tage Nachricht geben, daß sie gut behandelt werde und sich wohl befinde. Als die Lösesumme bezahlt war, gab man sie prompt heraus, und die Affäre war zur Zufriedenheit aller dabei Beteiligten erledigt.

Anders hier. Was bedeutete das absolute Stillschweigen der Entführer? Hatten sie es nicht so eilig, zu ihrem wohlverdienten Gelde zu kommen? Oder war die Verschleppung des Professors nur die Einleitung zu einer größeren Aktion?

Vitus dachte an die Warnung der schönen Frau zu Saloniki. An ihre leidenschaftliche Bitte, sich nicht in Gefahr zu begeben. Bah! — Hatten die Antartes den armen Professor nur gefangen, um ausgerechnet ihn, Herrn Vitus Thavon, in ihre Fänge zu bekommen? Vitus besaß zwar, unter uns, eine ausgiebige Portion Selbstbewußtsein und Arroganz — doch so weit verstieg er sich nicht.

Aber dann die Warnung? Vielleicht war der Gedanke, ihn mit dazu auszuheben, in das Programm der Räuber erst aufgenommen worden, als sie ihn in Saloniki auftauchen sahen. Das war plausibel. Schließlich war er, Vitus Thavon von der „Welt" auch kein zu verachtender Bissen. Das Blatt war reich, sehr reich. Es mußte und würde bezahlen, um seinen berühmtesten Mitarbeiter freizubringen. Vitus lächelte selbstgefällig. Er kannte seinen Wert.

Da — ein Gedanke, der ihm bis jetzt nie gekommen war! Wie war es möglich, daß die schöne, zarte, elegante Madame Xymatis irgend etwas um diese finsteren Pläne wissen konnte? Und sie mußte wissen. Umsonst hatte sie nicht so gesprochen!

Ah was — hol's der Teufel. Vitus schob mit jähem Ruck alles aus dieser Gedankenreihe heraus, was Kopfzerbrechen machte, die Banditen, Professor Martius, den Schulmeister, Hamid — nichts blieb übrig als das schöne Weib.

Der „Ziehsohn" des alten Fuchs hatte bei Gott absolut kein Talent zur Sentimentalität. Aber dort in dem einsamen, langweiligen Bergnest fing er an, zu schwärmen. Er saß Abend für Abend unter den Platanen, schaute mit verlorenem Blick in die dunkelnden Berge und begann von Irene Xymatis zu träumen.

Irene, die schöne, die weiche, zärtliche Irene!

Heute noch dachte er mit tiefstem Bedauern daran, daß sie seinem Kusse ausgewichen war. Sünde? Nur deshalb?

Er lachte. An die Angst vor der Sünde glaubte er nicht. Die Sache fing damit an, daß Herr Vitus Thavon überhaupt ganz andere Vorstellungen von dem Begriff der Sünde hatte. Seiner Auffassung nach wäre es Sünde gewesen, in solcher Situation ein so schönes Weib nicht zu küssen. Wozu war sie denn dann gekommen? Nur in der menschenfreundlichen Absicht, ihn vor den Tücken und Hinterhalten des geheimnisvollen Herrn „Man" zu warnen?

(Fortsetzung folgt.)

Der Schuhputzer.

Mein Freund Emil hat bessere Tage gesehen. Er war Straßenhändler mit Taschenspiegeln, Zureiter in einem Wanderzirkus, kgl. preußischer Unteroffizier, republikanisch preußischer Feldwebel, Agent für ein Hühneraugenmittel, staatlich besoldeter Erwerbsloser, und nun ist er schon seit zwei Jahren Stiefelputzer an einem großen Berliner Platz. Seine Backen sind wieder dicker geworden. Bürsten, Lappen und Fußbank-Kästchen hält er tadellos sauber. Seit drei Tagen hat er ein neues lila Band um den ewigen Strohhut. Diese bestürzende Anschaffung veranlaßte mich neulich zu einer Unterhaltung.

„Na, Emil, finden Sie Berlin nicht auch mächtig verändert? Sie hier im Brennpunkt allen Verkehrs müssen das doch besonders deutlich merken."

Emil fährt liebevoll um die eingeriebenen Kappen. „Wissen Sie, Herr, ich sehe ja nicht viel. Ich kenne ja Berlin bis zu den Knöcheln. Meist ist so viel zu tun, daß ich nicht zum Aufgucken komme. Meine Kundschaft hat sich vor allem geändert. Deutsche Füße kommen kaum noch in Arbeit bei mir. Ich sehe nur tadelloses Schuhwerk. Das sitzt alles tipp-topp. Scharf gezogen und fest in den Nähten, geschmeidig im Leder. Die Socken von Seide. Ich brauche gar nicht den Kunden ins Gesicht zu sehen. An den Fesseln erkenn' ich genau den Amerikaner, der breit und bequem, doch straff gebunden im Schuh steht, den Franzosen, der die hellen Einsätze liebt, ebenso wie auch die ganzen Balkanländer, nur daß hier die Absätze oft sehr vernachlässigt sind, den Japaner, der auffällig viel Pariser Ware trägt usw. Aber die Berliner, du mein Gott —."

„Ich denke, die sehen Sie nicht."

„Ja, nicht auf meinem Trittbrett. Aber wenn ich doch mal in einer Pause auf dem niedrigen Rasengitter vor mich hindöse, dann sehe ich sie an mir vorübertrippeln und trappen. Da kommt ein breiter Schuh, quer über den Zehen große Narben, rechts am Ballen ist die Sohle gespalten. Ich blicke auf — ohne Zweifel ein Regierungsrat. Hinter ihm laufen zwei dünne, barfüßige Beine, die viel zu weiten Hosen schlottern herum: ein Mittelschüler. Wuchtig, mit schlechtem Fett flüchtig geschmiert, aber fast ohne Hacken: ein Arbeiter mit seiner blauen Blechkanne. Den einen Schuh mit gefärbtem Bindfaden geschnürt, der andere mit einem Rister und gesprungenen Knöpfen: ein magerer Student. Ab und zu auch der dunkelblaue Treter eines Schiebers, von dem eines Ausländers sofort dadurch zu unterscheiden, daß er ohne Sorgfalt behandelt ist — —"

„Und die Frauenschuhe?"

Emil wischte mit dem weichen Lappen nach. „Ja, das ist das Merkwürdige. Wie die Berlinerinnen das machen, weiß ich nicht. Aber bei den Damen ist die allgemeine Verelendung des Schuhwerks am wenigsten zu merken. Die Strümpfe tadellos, die Pflege des Leders prima und wenn das Fähnchen noch so dünn ist über dem Bein, die Trittlinge sind in Ordnung. Wie gesagt, mir ist das ein Rätsel. Ich glaube, da hungert eine lieber, als daß sie nicht proper beschuht ist. So, das wäre erledigt. Eine Büchse Creme vielleicht gefällig? Nein? Na, dann danke schön. Auf Wiedersehn!"

□ □ Bunte Chronik □ □

* **Dreitausendjährige Uhren.** Aus London wird geschrieben: Die ägyptische Regierung hat dem wissenschaftlichen Museum von South Kensington kürzlich Abgüsse von zwei antiken ägyptischen Wasseruhren zum Geschenke gemacht. Der Abguß der einen Uhr kommt von Karnak und das Original stammt aus der Periode der Regierung von Amenhotep II., der 1400 Jahre vor Christi Geburt regierte. Das Original der zweiten Uhr rührt aus der Ptolemäischen Epoche, und zwar aus der Regierungszeit von Edfu her. Eine nähere Untersuchung dieser beiden Uhren und der darauf verzeichneten Maßlinien zeigt, daß der Begriff der Stunde in jener fernen Zeit nicht fest, sondern von veränderlicher Dauer war, und zwar betrug das Maß einer Stunde ein Zwölftel der Länge des Tages oder der verschiedenen Tages- und Nachtlänge der einzelnen Jahreszeiten.

*

* **Eine Denkmalsverlegung mit Hindernissen.** In Czernowitz sollte ein neues großes Denkmal zur Erinnerung an die Vereinigung des Buchenlandes mit Rumänien aufgestellt werden, und zwar nach einem Beschluß des Magistrats auf dem Ringplatz, auf dem schon ein katholischer Marienstein, die Stiftung eines Bürgers aus dem Jahre 1827, steht, zu dem sowohl die römisch-katholische wie die griechisch-katholische Bevölkerung an bestimmten Tagen wallfahrtet. Der Stadtmagistrat beschloß kurzerhand die Verlegung dieses Mariensteins vom Ringplatz auf einen anderen Platz an der Peripherie der Stadt und kümmerte sich nicht um die Proteste der katholischen Bevölkerung, unter der sich auch eine große Anzahl Deutscher befindet. Als aber das Gerüst aufgestellt wurde, um den Marienstein zu entfernen, fand sich kein einziger Arbeiter dafür, Katholiken, Protestanten, Orthodoxe und Juden weigerten sich, an das Denkmal Hand anzulegen, weil diese Frage die Gefühle der Minoritäten verletze und alle Minoritäten in gleicher Weise angehe. Der Marienstein wurde nun durch Soldaten entfernt, wobei sich auf dem Ringplatz erbitterte Szenen abspielten und die Ansammlungen durch Wachaufgebote verdrängt werden mußten.

*

* **Ein sonderbares Ehepaar.** In der jugoslawischen Gemeinde Tapohya fand eine interessante Eheschließung statt. Der neunzehnjährige Gustav Meyer führte die einundsiebzig Jahre alte Marie Fader zum Traualtar, um hierdurch einen Erbschaftsprozeß zu vermeiden. Die durch die Heirat gefoppten Verwandten der Marie Fader wollten Meyer lynchen, doch die Dorfbevölkerung vereitelte dies. Marie Fader soll ein Vermögen von fünfzig Millionen Dinar besitzen.

*

* **Chinesische Weisheit.** Der Kaiser von China fragte einst einen Engländer, wie in England die Ärzte bezahlt werden. Auf die Auskunft, daß sich die Bezahlung nach der Art der Krankheit und nach der Dauer der Behandlung richte, entgegnete der Kaiser: „Bei mir ist die Sache ganz anders. Ich habe vier Ärzte und jeder erhält monatlich sein Gehalt. Sobald ich aber krank werde, hört sofort jede Bezahlung auf. Die Folge davon ist, daß alle meine Krankheiten nur von kurzer Dauer sind."

*

* **Amerikanische Polizeieinrichtungen.** Unter den Amerikanern, die Berlin besuchen, befand sich einige Tage eine der führenden Persönlichkeiten des Neuyorker öffentlichen Lebens, Barron Collier, Großfinanzier und Ehrenpolizeipräsident von Neuyork. In einer Unterredung äußerte sich Collier über die Neuyorker Polizeiverhältnisse und die Internationalisierung aller Polizeibehörden etwa folgendermaßen: Die Zahl der Kriminalverbrechen nimmt im Gegensatz zu der in den Großstädten des Kontinents und besonders Berlins in Neuyork ständig ab, da die Polizei unter der glänzenden organisatorischen Leitung des Polizeichefs Enright einen wohl kaum noch zu überbietenden Grad von Vollständigkeit erreicht hat und eine bis ins kleinste gehende Kontrolle ausübt. Dabei stehen ihr sämtliche Hilfsmittel der modernen Technik zu Gebote, sie ist mit allen Waffen und Kampfmitteln ausgerüstet — mit Ausnahme von U-Booten. Eine wesentliche Bedeutung haben die Flugzeugpatrouillen erlangt, die ständig ihre bestimmten Bezirke abfliegen und die Stadt und die Wolkenkratzer von oben beobachten. Eine andere Einrichtung, die ich bisher bei anderen Polizeitruppen nirgendwo gesehen habe, ist die des Polizeimotorzyklisten mit Radiostation, der von überall her sofort ohne jede Verzögerung das Hauptquartier anrufen, Meldungen erstatten und Weisungen erhalten kann. Was Colliers Amt erstatten und Weisungen ehalten kann. Was Colliers Amt als Kommissar für öffentliche Sicherheit betrifft, so ist seine Spezialität die, Unfälle zu verhüten. Man hat ein Jahr lang eine genaue Statistik aller Straßenunfälle geführt und kam zu dem Ergebnis, daß die Hälfte aller Unfälle durch Leute hervorgerufen werde, die unachtsam die Straßenkreuzungen überqueren. Die größte Zahl der Unglücksfälle war auf schlechte oder fehlerhafte Beschaffenheit der Bremsen an Fahrzeugen aller Art zurückzuführen. Daraufhin hat man sofort alle Bremsen nachprüfen und die Fahrzeugführer mit ungenügenden Bremsen einsperren lassen. Die Hauptaufgabe der Zukunft erblickt Collier in der Internationalisierung der Polizei, d. h. in einem noch viel engeren Zusammenwirken der Polizeibehörden aller Kulturländer, als es bisher der Fall ist. Selbstverständlich ist der Verbrecheraustausch mit allen Ländern notwendig, aber damit nicht genug, ist auch der Austausch von Nachrichten über Verbrecher und über gemachte Erfahrungen notwendig.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.